

Marie-Janine Calic

BALKAN-ODYSSEE

Unverkäufliches, unkorrigiertes Leseexemplar

Jegliche Form der Berichterstattung
vor Ablauf der Sperrfrist am 13. Oktober 2025
ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung
des Verlags C.H.Beck erlaubt.

Vielen Dank für Ihr Verständnis.

Marie-Janine Calic

BALKAN- ODYSSEE

1933–1941

Auf der Flucht vor Hitler
durch Südosteuropa

C.H.BECK

Mit zwei Abbildungen

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2025

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Ansicht von Dubrovnik, Photographie, ca. 1895,

© [agk-images/brandstaetter images/Archiv Seemann](https://www.agk-images.com/)

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

Werbemittel-Nr. 258642



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

ÜBER DAS BUCH

Bei Hitlers Machtübernahme lag der Balkan für viele Verfolgte und Bedrohte «irgendwo da unten». Trotzdem flohen sie nicht nur in den demokratischen Westen und die kommunistische Sowjetunion, sondern auch in den vermeintlich rückständigen Südosten Europas, mindestens 55 000 allein nach Jugoslawien. Unter ihnen waren Juden und Nichtjuden, Konservative und Kommunisten, Zionisten und Internationalisten, Widerstandskämpfer und Unpolitische. Für viele begann eine jahrelange Irrfahrt. Marie-Janine Calic erzählt in «Balkan-Odyssee» ihre ebenso dramatischen wie berührenden Geschichten, die bis heute fast unbekannt sind.

Die Flucht auf der Balkanroute begann gleich Anfang 1933 mit den ersten Verfolgungswellen der Nationalsozialisten. Den Theaterstar Tilla Durieux und den Schriftsteller Manès Sperber verschlug es zunächst nach Zagreb, den Maler Richard Ziegler auf die Insel Korčula, etliche Wissenschaftler nach Belgrad und eine bunte Gesellschaft Berliner Emigranten in das dalmatinische Fischerdorf Zaton Mali. 1938 ließen der «Anschluss» Österreichs und das Novemberpogrom den Strom der Flüchtenden nach Jugoslawien schlagartig anschwellen, weil kaum noch andere Routen offenstanden. Doch als Italien Ende Oktober 1940 das Königreich Griechenland überfiel und Hitler den Angriff auf die Balkanländer plante, war plötzlich auch dieser letzte Fluchtweg verschlossen. Tausende saßen in der Falle. In der griechischen Sage endete die abenteuerliche Irrfahrt für den Helden glücklich – für viele der Balkan-Flüchtlinge tat sie das nicht.



Marie-Janine Calic lehrt als Professorin für südosteuropäische Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Bei C.H.Beck sind von ihr erschienen:

Geschichte Jugoslawiens (2020), Südosteuropa (2019),
Tito (2022), Geschichte des Balkans (2023).

INHALT

Vorwort

FLUCHT

Berlin, 31. März 1933

Heimatlos

Belgrad ruft

IRGENDWO DA UNTEN

«Mit phantastischer Herzlichkeit aufgenommen»

Das Klima ändert sich

Zaton Mali: Mikrokosmos des Exils

VERFOLGT UND VERTRIEBEN

Wien und Graz, 12. März 1938

(K)ein Paradies für Juden

Ausgewiesen!

RETTE SICH, WER KANN

Alijah Bet

Letzter Ausweg: Albanien

«Wir sitzen fest!»

DIE SCHLINGE ZIEHT SICH ZU

Verwirrspiel auf der Donau

«Alle Nerven zum Zerreißen gespannt»

Schattenkriege

«DAS SPIEL IST AUS»

Endstation Enttäuschung

Untergang

Was danach geschah

Anmerkungen
Literaturverzeichnis
Register

VORWORT

Bei Hitlers Machtübernahme lag der Balkan für die meisten Deutschen «irgendwo da unten». Warum suchten Zehntausende aus Deutschland Vertriebene und Verbannte – Schriftsteller, Künstler, Politiker, Gewerkschafter und rassistisch Verfolgte – ausgerechnet dort Zuflucht? Und warum wurde ihre Geschichte vergessen?

«Balkan-Odyssee» geht den Schicksalen deutschsprachiger Emigranten und Flüchtenden in den Balkanländern in den Jahren 1933 bis 1941 nach. Von der Geschichtsschreibung über das Exil wurden sie weitgehend übersehen. Es erscheint nun in neuem Licht: Viele Verfolgte retteten sich nicht in den demokratischen Westen, sondern in den vermeintlich rückständigen Osten, mindestens 55 000 allein nach Jugoslawien. Unter ihnen waren Juden und Nichtjuden, Künstler und Arbeiter, Konservative und Kommunisten, Zionisten und Internationalisten, Widerstandskämpfer und Unpolitische. Ihre einzige Gemeinsamkeit war, dass sie irgendwo auf dem Balkan strandeten, die meisten ohne Beziehungen, Sprachkenntnisse und Vermögen. Für viele begann eine jahrelange Irrfahrt durch Europa und die Welt.

Häufig begann die Odyssee unmittelbar nach Hitlers Machtantritt. Motive und Umstände des Exils waren unterschiedlich. Den einen erschien eine waghalsige Flucht weniger gefährlich, als in Deutschland zu bleiben. Andere wollten die nationalsozialistische Gefahr lange nicht wahrhaben oder besaßen keine ausreichenden finanziellen Mittel, sich ihr zu entziehen. Wer zögerte oder einen günstigen Moment verpasste, kam in Lebensgefahr. Ein europäisches Land nach dem anderen verschloss in den dreißiger Jahren die Grenzen für die aus NS-Deutschland Vertriebenen. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs war Jugoslawien der letzte Staat in Europa, der den Aufenthalt oder wenigstens die Durchreise von Geflüchteten noch duldete. Tausende Verfolgte und Verzweifelte versuchten, über die Balkanroute einen rettenden Seehafen zu

erreichen, um heimlich per Schiff nach Palästina oder nach Übersee zu entkommen.

Im Vordergrund des Buches stehen persönliche Erlebnisse und Erfahrungen des Exils. Neu erschlossene Quellen berichten von individuellen Motiven und Umständen der Flucht, beschreiben zudem die sich dramatisch verengenden Handlungsspielräume und eine wachsende Verzweiflung. Männer, Frauen und Kinder wurden von heute auf morgen aus ihrem gewohnten Leben geworfen, mussten unkalkulierbare Entscheidungen treffen und immer wieder weiterziehen. Ob und wie eine Flucht gelang, hing von unzähligen Faktoren ab: Geld, Beziehungen und nützlichen Bekanntschaften, schicksalhaften Fügungen sowie nicht zuletzt der Hilfsbereitschaft völlig fremder Menschen. In den allermeisten Fällen war es purer Zufall, ob sich in letzter Sekunde irgendwo ein rettender Durchschlupf fand oder ob man seinen Mördern in die Hände fiel.

Die Geschichte von Flucht und Exil gibt die Möglichkeit, verschiedene zeitliche Kontexte und Milieus in Südosteuropa aus neuer Perspektive zu beleuchten. Etliche Schicksale führen durch mehrere Länder, vorwiegend nach Jugoslawien, Rumänien und Albanien sowie über die Balkanroute der Donau zu den Schwarzmeerhäfen. Wir treffen den Theaterstar Tilla Durieux und den Schriftsteller Manès Sperber in Zagreb, den Maler Richard Ziegler auf der Insel Korčula sowie eine bunte Gesellschaft Berliner Emigranten im dalmatinischen Fischerdorf Zaton Mali, unter ihnen ein Schauspieler, ein Abtreibungsarzt und eine Heilpädagogin mit einem ganzen Kinderheim. William S. Burroughs, der Pionier der Beat-Generation, fand in der deutschen Emigrantenkolonie seine erste Frau. Der Krebsforscher Ferdinand Blumenthal, der Byzantinist Georg Ostrogorsky und andere Wissenschaftler konnten derweil ihre Karrieren an der Universität Belgrad fortsetzen. Viele aber waren wie der Dramatiker Franz Theodor Csokor wiederholt gezwungen, ihre wenigen Habseligkeiten zusammenzupacken und von Land zu Land weiterzuziehen.

Im Jahr 1938 ließen der «Anschluss» Österreichs und das Novemberpogrom den Strom der Flüchtenden nach Jugoslawien schlagartig anschwellen, viele kamen illegal ins Land. Der Grazer «Judentreiber» Josef

Schleich machte daraus – zunächst im Auftrag von SD und Gestapo – ein lukratives Geschäftsmodell und schleuste Hunderte Jüdinnen und Juden über die Grenze. Zeitgleich organisierte Ruth Klüger vom zionistischen Mossad in Bukarest die Auswanderung nach «Eretz Israel». Wir verfolgen einzelne der (häufig seeuntüchtigen) Schiffe, die, vollgepackt mit Menschen, Kurs auf Palästina nahmen. Nicht wenige havarierten oder erlitten «Pushbacks» durch britisches Militär vor der Küste des Mandatsgebiets. Im Hintergrund entspann sich ein Wettstreit der Geheimdienste um die Kontrolle der Balkanländer, Monate bevor der erste Schuss fiel. So kommen auch die Entscheider, Exekutoren und Nutznießer der Verfolgung in den Blick: Politiker, Agentinnen, Spione, Schleuser und ihre Helfershelfer. Als Italien Ende Oktober 1940 das Königreich Griechenland überfiel und Hitler den Angriff auf die Balkanländer plante, war plötzlich auch die Balkanroute als letzter Fluchtweg verschlossen. Hunderte saßen auf den Schiffen in der Falle.

Zu Beginn der Recherche zu diesem Buch erschien es beinahe unmöglich, konkrete Personen zu identifizieren, deren Migrationsgeschichte sich aus den Quellen rekonstruieren lässt. Menschen auf der Flucht sind bestrebt, das liegt in der Natur der Sache, möglichst wenige Spuren zu hinterlassen. Alles, was nach außen dringt, könnte einem zum Verhängnis werden. Viele Betroffene haben jedoch Briefe geschrieben oder persönliche Aufzeichnungen verfasst, um sich Ängste und Sorgen von der Seele zu schreiben. Je weiter die Forschung voranschritt, desto mehr dieser so genannten Ego-Dokumente tauchten aus der Dunkelkammer der Geschichte auf. Dies ermöglichte es, die Opferbiografien dem Vergessen zu entziehen und zugleich in exemplarischer Weise auch an die persönlichen Tragödien ungezählter Namenloser zu erinnern – und an die Hilfsbereitschaft vieler Einheimischer, die die Bedürftigen versorgten und versteckten. So handelt dieses Buch auch von Mut und Menschlichkeit jener, die selbst am allerwenigsten besaßen.

Da es nirgends geschlossene Archivbestände zu unserem Thema gibt, mussten die Quellen an vielen unterschiedlichen Orten aufgespürt werden. Am Ende konnten aber etliche Schätze gehoben und hier zum ersten Mal ausgewertet werden, darunter die Tagebücher der Schauspielerin Tilla Durieux und des Malers Richard Ziegler aus der Exilzeit, aber

auch zeitgenössische Aufzeichnungen und Briefe unbekannter Männer und Frauen. Diese subjektiv geprägten und womöglich durch fremde Überlieferungen überformten Darstellungen waren quellenkritisch zu überprüfen und in den größeren historischen Kontext einzuordnen. Dieser ließ sich zum Teil durch die Sekundärliteratur, vor allem aber durch die Akten der Flüchtlingsorganisationen, Außenministerien und Geheimdienste in verschiedenen Archiven rekonstruieren. Alles, was hier erzählt wird, das sei ausdrücklich betont, ist aus den primären Quellen gearbeitet. Nichts wurde erfunden und kein Zitat verändert, um den Erzählfluss oder Spannungsbogen aufrechtzuerhalten.

Viele Betroffene sprachen von sich selbst als «Emigranten», obwohl dieser Begriff in manchen Ohren so klingt, als hätten sie ihre Heimat freiwillig verlassen, was nicht der Fall war. Zutreffender wäre es wohl, sie als «Exilanten» zu bezeichnen, was den Umstand von Vertreibung und Verbannung korrekter abbildet. Die Wissenschaft hat terminologische Unterschiede noch nicht abschließend geklärt. Ein Großteil der Fachliteratur verwendet – so wie unser Buch – «Emigration» und «Exil» tendenziell synonym.

Wenngleich die Dinge heute ganz anders liegen als in den 1930er Jahren, drängen sich immer wieder bedrückende Parallelen zur Gegenwart auf. Wer sich mit Flucht und Exil beschäftigt, begegnet – damals wie heute – dem Mut der Verzweifelten, der skrupellosen Gier der Schleuser, lebensgefährlichen Grenzübertritten auf der Balkanroute, Überfahrten auf seeuntüchtigen Schiffen und Havarien und nicht zuletzt den Argumenten der Zielländer dafür, Migranten an den Grenzen zurückzuweisen oder auf anderen Kontinenten unterzubringen.

Zu guter Letzt: «Odyssee» ist ein Quellenbegriff, der in sehr vielen Briefen und Berichten der Betroffenen auftaucht. In der griechischen Sage endete die abenteuerliche Irrfahrt für den Helden glücklich – für viele unserer Protagonisten leider nicht.

FLUCHT

Berlin, 31. März 1933

Anhalter Bahnhof

Am letzten Abend des März 1933 drängten zu später Stunde noch viele Menschen in die Eingangshalle des Anhalter Bahnhofs. Hoch oben an der gelben Backsteinfassade rückten die Zeiger der großen Uhr beharrlich gegen 23 Uhr vor. Tilla Durieux wollte unbedingt noch den D-Zug nach Prag erreichen. Keine Viertelstunde zuvor war im Theater an der Stresemannstraße der Vorhang für Max Alsbergs Theaterstück «Konflikt» gefallen, in dem sie als gefeierter Bühnenstar eine Hauptrolle spielte.

Es war an diesem Freitagabend kühl geworden, der April kündigte sich mit wechselhaftem Wetter, auffrischenden westlichen Winden und leichten Schauern an. Vom Theater an der Stresemannstraße zum «Anhalter» am Askanischen Platz war es nur ein Katzensprung, auf den Straßen ging es lebendig zu. Restaurants und Hotels, Kinos, Kabarettts und Künstlercafés waren voll; die Menschen stimmten sich auf das Wochenende ein.

Schlank und hochgewachsen, mit alterslosem Gesicht, hätte man die 52-jährige Tilla Durieux für jünger gehalten. Mit eiligen, federnden Schritten steuerte sie auf die Empfangshalle mit den drei hohen Rundbögen und die beiden grün patinierten Kupferfiguren zu, den Allegorien von «Tag» und «Nacht». Der weit über die Grenzen der Hauptstadt bekannte «Anhalter» war der größte und höchste Bahnhof auf europäischem Festland. Allein sein gewölbtes Wellblechdach überspannte eine Fläche, die noch breiter war als die Prachtstraße Unter den Linden. Der Repräsentationsbau aus der Gründerzeit galt als architektonisches Meisterwerk und Symbol des aufstrebenden Wirtschaftsbürgertums in der Hochmoderne.

Wie zu fast jeder Tages- und Nachtzeit herrschte auch an diesem Abend ein unfassbares Gewühl in der Eingangshalle. Dort glänzten warme Gold-, Beige- und Brauntöne auf geometrischen Mosaiken und

mächtigen Bronzeleuchtern neben einer geschwungenen hellen Marmortreppe. An den mit Terrakotten und Ornamenten verzierten Wänden prangten Medaillons mit Städtewappen; auf hohen, rot marmorierten Doppelsäulen thronten Skulpturen, die Wissenschaft und Industrie verkörpert.

Stündlich ergossen sich Massen an Reisenden aus den Abteilwagen auf die Bahnsteige und in das hallenartige Vestibül, Abholer hielten Schilder mit den Namen von Hotels in die Höhe, Kofferträger und Wurstverkäufer riefen laut nach Kundschaft. Dazu schoben sich eine Menge Leute, die gar nicht abreisen wollten, durch den Bahnhof, und das nur, wie ein Lokaljournalist vom «Berliner Tageblatt» vermutete, um den «ludrigen Geruch des Abenteuers» zu schnuppern.

Statt Fernweh und Reisefieber lagen heute Beängstigung und Besorgnis in der Luft. Die hohen elektrischen Bogenlampen, Produkt preußischer Ingenieurskunst, brachten schon seit Jahren kaum noch Licht in die Düsternis der riesigen Bahnhofshalle. Qualm und Ruß hatten die vormals warmgelben Klinker grauschwarz verfärbt. Das Rattern und Pfeifen der Züge verschmolz mit dem Stimmengewirr zu einer undurchdringlichen Lärmkulisse. Und wenn die Lokomotiven rasselnd und zischend Dampf abließen, erfüllte der Geruch von Kohle und heißem Öl die «Mutterhöhle der Eisenbahn», wie sie der Philosoph Walter Benjamin nannte.

Tilla Durieux hastete am Eingang des Excelsior-Tunnels vorbei, des ehemals längsten Hoteltunnels der Welt, und drängelte sich zwischen Wärterhäuschen, Auskunftsschalter, Trinkwasserbrunnen, Zeitungskiosk und elektrischen Gepäckaufzügen zu den Sperren der Fahrkartenkontrolle durch. Mit knapper Not erreichte sie den Nachtexpress Berlin–Dresden–Prag–Wien, planmäßige Abfahrt 23:07 Uhr, Gleis 2. Dort wartete ihr Mann Lutz, der furchtbar aufgeregt war. Er hatte nur zwei leichte Handkoffer mit dem Nötigsten bei sich. Die Waggons waren voll besetzt, besorgte Mienen und verängstigte Blicke schlugen den beiden entgegen. Tilla Durieux sah etliche Bekannte in den Abteilen, darunter die Theaterdirektoren Rudolf Bernauer und Carl Meinhard, den Essayisten und Theaterkritiker Alfred Polgar sowie den Chefredakteur des «Berliner Tageblattes», Theodor Wolff, mit dem sie befreundet war. Ihr war sogleich klar, teilte sie ihrem Tagebuch mit, «dass eine entsetzliche Zeit kommt».

Gerade schien sich das Leben nach schwierigen Jahren voller persönlicher und professioneller Krisen wieder einigermaßen zu normalisieren. Sie hatte eine hässliche Pressekampagne, einen Selbstmordversuch sowie den gesellschaftlichen Absturz und finanziellen Ruin ihres dritten Ehemannes Ludwig Katzenellenbogen überstanden. «Was war das für ein schreckliches Jahr?», schrieb sie am Silvestertag 1932 in ihren Kalender. «Aber es ist nun gut verlaufen, und alle schrecklichen Drohungen sind nicht wahr geworden.» Die Geldsorgen ließen nach, und auch die private Beziehung stabilisierte sich. Nach einer längeren Unterbrechung hatte sie wieder begonnen, Theater zu spielen, und erntete, wer hätte das gedacht, glänzende Kritiken. «Überhaupt dieser Erfolg war von Gott gesandt. Habe uns damit sehr genützt.»

Aber noch während sie an diesem 31. März auf der Bühne stand, hatte Kurt Raeck, der Geschäftsführer des Theaters an der Stresemannstraße, eine telefonische Warnung erhalten. Ein SA-Mann drohte, das Theater gewaltsam zu schließen, wenn dort weiter Juden aufträten. Der Direktor, Alfred Fischer, hatte sich, weil er Jude war, bereits zuvor aus der Öffentlichkeit zurückziehen müssen. Denn auf die «Kulturjuden» in den Redaktionen, Verlagen und Schauspielstätten hatten es die Nationalsozialisten besonders abgesehen. Aber auch nach Tilla Durieux, die katholisch war, hatte sich der Anrufer gründlich erkundigt. Die Nationalsozialisten unterstellten ihr (fälschlich) eine kommunistische Gesinnung. Zudem war ihr prominenter Ehemann, der Unternehmer Ludwig Katzenellenbogen, jüdischer Herkunft, wenngleich längst protestantisch getauft. «Die Theater-Abteilung des Polizeipräsidiums riet zu einer vorübergehenden Schließung [des Theaters], da mit einer Störung zu rechnen sei», erklärte Raeck nach dem Krieg. Er sorgte dafür, dass die gefährdeten Mitglieder des Ensembles noch in derselben Nacht ausreisen konnten.

Joseph Goebbels, Minister für Volksaufklärung und Propaganda, notierte an diesem letzten Abend im März befriedigt in sein Tagebuch, die Welt werde «morgen ... ein Wunder sehen». Die NSDAP hatte für den 1. April einen «Juden-Boykott» angekündigt und über die Presse erklären lassen, eine «letzte Frist» für «die noch in den Niederungen des Propagandageistes verharrenden Kreise des Auslandes», also die Kritiker der antijüdischen Maßnahmen, sei verstrichen. Neben Theater- und Musik-

*Tilla Durieux und ihr Mann
Ludwig Katzenellenbogen,
um 1930 (Foto: ullstein bild-
brandstaetter images/Austrian
Archives)*



programmen klebten bereits antisemitische Aufrufe an den Litfaßsäulen. Erst eine Woche zuvor hatte am 23. März das Ermächtigungsgesetz den Reichstag passiert; die parlamentarische Demokratie war abgeschafft.

Die NSDAP hatte nie Zweifel daran gelassen, dass sie die Juden als Grundübel sämtlicher Probleme in der Welt betrachtete. In Deutschland lebten zu diesem Zeitpunkt rund 525 000 Jüdinnen und Juden, etwa ein Prozent der Bevölkerung. «Ohne Ausscheidung des Judentums und Überwindung seiner Wahnideen», erklärten die «Nationalsozialistischen Monatshefte» in ihrer Januar-Ausgabe 1933, werde es «keine Genesung des deutschen Volkes» geben. Seitdem schwoll die antisemitische Hetze an, es kam zu gewalttätigen Übergriffen. Über den Kurfürstendamm zogen Horden, die «Juden raus!» und «Juda verrecke!» brüllten. Jüdische Geschäfte, Arztpraxen und Anwaltskanzleien wurden verwüstet.

Viele bekannte Schauspieler, Kabarettisten, Theaterkritiker und Bühnenauf Autoren verließen Deutschland, unter ihnen Alfred Kerr, Else Lasker-Schüler, Heinrich Mann und Harry Graf Kessler. Erwin Piscator, Bertolt Brecht und Helene Weigel waren bereits am Morgen nach dem Reichs-

tagsbrand geflohen; Max Reinhardt reiste im darauffolgenden Monat aus. In den folgenden Monaten mussten bis zu 16 000 darstellende Künstler verschiedener Sparten aufgrund antisemitischer Gesetze ihren Beruf aufgeben.

Dabei hatten es die Anhänger Hitlers zunächst schwer gehabt, sich in Berlin durchzusetzen, wo noch das liberale, progressive Klima der «Goldenen Zwanziger» nachhallte. Die nach London und New York drittgrößte Stadt der Welt wirkte auf Künstler, Schriftsteller und Intellektuelle wie ein Magnet; die Zahl der Zeitungen, Verlage, Musik-, Film- und Sprechtheater, Varietés, Tanzcafés und Restaurants explodierte. Die bis dato muffige preußische Hauptstadt verwandelte sich in eine vibrierende Metropole, die alles Neue begierig und unersättlich aufnahm, und so zeigte sich Berlin zu Zeiten der Weimarer Republik kosmopolitisch, avantgardistisch, schlaflos und ein bisschen dekadent. Erst als Reichskanzler Paul von Hindenburg am 30. Januar 1933 Hitler zum Reichskanzler ernannte und Joseph Goebbels einen Fackelzug durch das Brandenburger Tor schickte, schlug die Stimmung um. «Berlin ist heute Nacht in einer reinen Faschingsstimmung», notierte der Publizist Harry Graf Kessler. «SA- und SS-Trupps sowie uniformierter Stahlhelm durchziehen die Straßen ... der ganze Platz ist gepfropft voll von Gaffern.» Zahlreiche Oppositionelle, Theaterleute, Journalisten, Schriftsteller, Künstler und Rechtsanwälte flohen ins Exil. Als die Nationalsozialisten nach dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 systematisch Jagd auf Kommunisten, Sozialdemokraten und Gewerkschafter und bald auch auf Anhänger der «Systemparteien» machten, ließen immer mehr politisch Verfolgte Beruf, Wohnung und Besitz zurück, um über die nächste Grenze zu fliehen. Nicht wenige waren zugleich wegen ihrer jüdischen Herkunft in Gefahr. Bis Ende 1933 flohen etwa 3500 Personen wegen politischer und weitere 37 000 aufgrund antisemitischer Verfolgung aus Deutschland, die meisten nach Frankreich, Holland, Belgien, Österreich, die Tschechoslowakei und die Schweiz.

Vom Hauptportal des Anhalter Bahnhofs bis zur Kreuzberger Hede-mannstraße, wo die SA-Zentrale für Berlin-Brandenburg lag, waren es kaum zweihundert Meter. Die paramilitärische Kampftruppe der NSDAP hatte seit Weimarer Zeit mit Straßen- und Saalschlachten sowie

Bomben- und Mordanschlägen Angst und Schrecken verbreitet. Mittlerweile unterstanden Polizeiapparat und Sondereinheiten dem preußischen Innenminister Hermann Göring, der SA, SS und Sicherheitskräfte mit weitgehenden Vollmachten ausstattete, um die Stadt systematisch von unerwünschten Künstlern, Intellektuellen und politischen Gegnern zu «säubern». Politiker, Parteileute, Gewerkschafter, Schriftsteller und Journalisten mussten mit Racheakten und Verhaftung rechnen. SA-Trupps durchkämmten Straßen und Mietskasernen, ließen Tausende in Folterkellern, «wilden» Gefängnissen und Konzentrationslagern verschwinden. Die Schreie der in der SA-Zentrale Gefangenen waren bis auf die Straße zu hören. Sie wurden bei den «Verhören» geschlagen, gefoltert und zu Scheinhinrichtungen abgeführt. Etwa 500 bis 600 Oppositionelle wurden bereits in den ersten Wochen von Hitlers Herrschaft ermordet.

Als sich der Nachtexpress an diesem letzten Abend des März 1933 pünktlich in Bewegung setzte und im Schritttempo fauchend am Bahnhofsvorsteher mit der roten Mütze und dem erhobenen Abfahrtssignal vorbeirollte, gingen Seufzer der Erleichterung durch die Abteile. Aber die Anspannung blieb, zumal kurz vor Dresden ein Trupp Hilfspolizisten zustieg. Tilla Durieux war «halb tot vor Angst um Lutz», als die Männer «Gang frei – Konfession??» riefen. «Wer nicht befriedigend Auskunft geben konnte, oder wem man nicht glaubte, der wurde aus dem Zug gezerrt», erinnerte sie sich. Da hieß es Nerven behalten. «Ich bezeichnete mich lächelnd als katholisch und L. K., der protestantisch getauft war, verlor äußerlich nicht seine Ruhe.» Seltsamerweise nahm keiner Anstoß an seinem jüdischen Namen. So verblieben die beiden mit wenigen anderen, eingeschüchtert und schweigend, im Zug. Etwa 150 Männer, Frauen und Kinder mussten in dieser Nacht jedoch aussteigen, unter ihnen auch Beatrice Zweig, die zu ihrem Mann Arnold nach Prag reisen wollte. In einer SA-Kaserne verbrachte sie die Stunden bis zum Morgen, ehe man sie zurück nach Berlin schickte. Tilla Durieux und Ludwig Katzenellenbogen aber zogen «mit zwei Handkoffern und den erlaubten zweihundert Mark pro Person ... ins Ungewisse».

Ein Theaterstar verlässt Berlin

Drei Jahrzehnte herausragender Bühnenerfolge lagen hinter Otilie Helene Godeffroy, die 1880 in Wien zur Welt kam. Die Schauspielkunst war der Tochter eines viel beschäftigten Chemieprofessors und einer Pianistin keineswegs in die Wiege gelegt. Jedoch war ihr die gutbürgerliche Welt ihrer hysterischen Mutter und ihres unnahbaren Vaters früh zu eng geworden. Sie floh in kindliche Traumwelten und Rollenspiele. Den «guten Namen» der Familie musste sie aufgeben, um eine Bühnenausbildung durchzusetzen. Nach ihrer Großmutter väterlicherseits nannte sie sich nun Tilla Durieux.

«Keine Erscheinung für die Bühne», hatte ihr ein Theatermann zu Beginn ihrer Bühnenlaufbahn attestiert. Denn sie entsprach dem zeitgenössischen Schönheitsideal graziler blonder Feengestalten mit Kussmund nicht. Stattdessen, so schrieb ein Biograf: «großer Kopf mit hohen, slawischen Wangenknochen, vollen Lippen und einer ausgeprägten Nase; dazu Mandelaugen, ein dunkler Teint und ein Helm aus schwarzen Haaren». Trotzdem oder gerade deswegen konnte sie mit ihrer außergewöhnlichen darstellerischen Begabung überzeugen. Die Hauptrolle der Salome, inszeniert von der Ikone des modernen Theaters Max Reinhardt, brachte der 23-Jährigen den Durchbruch zu einer der meistgefeierten Bühnen- und später Stummfilmschauspielerinnen ihrer Epoche. Mit ihrer weichen, biegsamen, fraulichen Erscheinung, dem schlängelnden Gang sowie einer voll, geschmeidig und melodiös klingenden ausgebildeten Stimme verfügte sie über eine schier unbegrenzte Ausdrucksfähigkeit. Ein Kritiker lobte: «Diese Darstellerin kann königlich schön und hexenhaft hässlich aussehen.»

Über die Jahre spielte sie an allen wichtigen Theatern Europas. Auch weil sie in erster Ehe mit einem Maler und in zweiter mit einem berühmten Kunsthändler verheiratet war, wurde sie zu der am häufigsten abgebildeten Frau ihrer Epoche. Sie stand den begehrtesten Malern und Bildhauern Modell, unter anderem Franz von Stuck, Auguste Renoir, Max Slevogt, Max Liebermann, Oskar Kokoschka und Ernst Barlach.

Was Konservative, national Denkende und Nationalsozialisten seit langem störte, war ihre Verwurzelung in der kosmopolitischen Avant-

garde. Die Durieux erschloss ihre Rollen durch den Verstand, durch «eine Intelligenz, die haarscharf sieht, blitzschnell erfasst und rücksichtslos die Konsequenzen zieht», so ein Kritiker. Ihre Spielweise verzichtete auf Pomp und Pathos, strahlte vielmehr eine ihr eigene Nüchternheit und Kühle aus, die manche Kritiker zeitgemäß, andere allerdings seelenlos fanden. «Man kennt für das, was modern heißt, keine vollkommeneren Vertreterin», befand der Schriftsteller Heinrich Mann. Sie schlüpfte in jede Rolle, war «Weltdame, Kaiserin, Luder, Heldin der Zeit und Heldin der Nerven».

Mit 23 Jahren lernte sie den neun Jahre älteren Kunsthändler und -verleger Paul Cassirer kennen, um dessentwillen sie den Maler Eugen Spiro nach nur einjähriger Ehe verließ. Cassirer stammte aus einer vermögenden jüdischen Unternehmerfamilie aus Breslau, deren zahlreiche Nachkommen mittlerweile clanähnlich mit dem wilhelminischen Establishment in Berlin vernetzt waren. Der geschiedene Mittdreißiger imponierte mit sprühendem Intellekt und smarter Weltgewandtheit, etwas, wonach sich die junge Schauspielerin seit langem sehnte. Der mondäne Kunsthändler, Liebhaber guter Weine und Zigarren, war ebenso geistreich und witzig wie eloquent und konnte eine ganze Abendgesellschaft stundenlang unterhalten. Zwischendurch pflegte er sein Gegenüber mit distanziertem, leicht abschätzigem, manchmal aber auch eher verschmitztem Blick aus den Augenwinkeln zu taxieren. Er war kräftig gebaut mit großem Kopf und breiter Stirn; die schmale Nase mit den weiten Nüstern gab ihm etwas Vogelartiges. Tilla war dem berühmten Mäzen der Moderne auf selbsterstörerische Weise verfallen; 1910 heirateten die beiden nach jahrelanger Beziehung.

Cassirer zählte zu den wichtigsten Förderern der Klassischen Moderne in Deutschland, einer Kunst, die manche Kreise als undeutsch, wenn nicht als «entartet» brandmarkten. Unter anderen stellte er Claude Monet, Auguste Renoir, Paul Cézanne, Max Liebermann, Max Slevogt, Lovis Corinth, Edvard Munch und den damals noch unverkannten Vincent van Gogh aus. So machte er die Impressionisten, die «französische Dreckkunst», wie schon Kaiser Wilhelm ätzte, ebenso wie nachfolgende Strömungen in Berlin salonfähig. In seinen Ausstellungs- und Verlagsräumen in der Victoriastraße 35 gingen Maler, Bildhauer, Dichter und

Intellektuelle ein und aus, und wer im Berliner Großbürgertum auf sich zählte, kaufte bei Cassirer mindestens ein Gemälde. Aus der Zeit ihrer Ehe mit Cassirer stammt Tillas Privatsammlung moderner Kunst, deren Überbleibsel heute im Zagreber Stadtmuseum ausgestellt sind. «Das war für mich einer, der mich in eine andere Welt geführt hat, in die Welt, die ich mir erträumt habe, nämlich in die Welt der Kunst, der wirklichen Kunst.» Paul Cassirer wurde Tillas schonungslosester Kritiker und ehrgeizigster Förderer. «Alles, was ich weiß und was ich erreicht habe, verdanke ich eigentlich ihm.»

Während des Ersten Weltkriegs wurden der Frontkämpfer Paul und seine Frau Tilla zu Pazifisten. Die Grande Dame des Berliner Theaterlebens hegte Sympathien für die Arbeiterbewegung, unterstützte Rosa Luxemburg und versteckte den wegen Hochverrats gesuchten Revolutionär und Schriftsteller Ernst Toller. Der 26-jährige Pazifist spielte eine führende Rolle in der Münchener Räterepublik und der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD). Er und viele andere berühmte Sozialdemokraten und Sozialisten gingen bei Cassirer ein und aus, unter ihnen Rudolf Breitscheid, Rudolf Hilferding und Karl Kautsky. Der Durieux brachte das später gehässige Artikel in der braunen Presse sowie einen Eintrag in der Feindkartei des Reichssicherheitshauptamtes ein.

Einer der Vorwürfe, den ihr die Rechte machte, war, dass sie Ende der 1920er Jahre ein experimentelles Theaterprojekt förderte, das der junge Regisseur Erwin Piscator aufzog. Mit ihrer Unterstützung konnte er die Bühne am Nollendorfplatz mieten und dort gesellschaftskritische Stücke von Bertolt Brecht, Leo Lania und Egon Erwin Kisch aufführen. Piscators Inszenierungen, bei denen er Fotos und Filmausschnitte auf die Bühne projizierte, revolutionierten das Theatergeschehen wie sonst keine in ihrer Zeit.

Während sich Paul Cassirer politisch in der USPD engagierte, trat die Durieux in keine Partei ein, wollte sich in kein weltanschauliches Korsett zwängen lassen. Sie führte ein mondänes, luxuriöses und extravagantes Leben, steckte zu tief in gesellschaftlichen Konventionen. «Kommunist sein, heißt ... Aufgeben aller Dinge, die wir besitzen, das einfachste und bescheidenste Leben führen.» Sie «tauge nicht zur Kommunistin», er-

klärte sie, denn «praktisch sind wir ... noch nicht reif, um auf alles zu verzichten». Kurzum: Mit zwei Häusern, zwei Autos und einem Papagei «kann man nicht Kommunist sein».

Als Prototyp einer emanzipierten Neuen Frau war sie für konservative Kreise eine Reizfigur: Stark, unabhängig und beruflich erfolgreich, hielt sie Vorträge über die «Beseitigung der gesellschaftlichen Schranken». Mit kurzen Haaren, Zigarette und Pariser Chic erschien sie als Rollenmodell wider die traditionelle Geschlechterordnung. Zeitschriften wie «Die Bühne» und die «Moderne Welt» präsentierten sie als Frau von Welt par excellence. «Es wurde geradezu Mode, so auszusehen wie die Durieux», schrieb die Presse.

Tilla Durieux und Paul Cassirer gehörten zu den aufregendsten und schillerndsten Paaren der Berliner Gesellschaft. Allerdings besaß der faszinierende Cassirer auch eine dunkle, narzisstische Seite, teils bedingt durch ein schweres Nervenleiden. Immer übermüdet und überreizt, konnte er jähzornig, herrisch, egoistisch und rücksichtslos sein; seine Lippen nahmen dann einen grausamen Zug an. Noch dazu war er ein notorischer Frauenheld; seine Eskapaden wirkten mit zunehmendem Alter grotesk. Vor allem seine Unzuverlässigkeit und Untreue zehrten an Tillas Nerven, auch wenn sie ihn liebte, «wie ein Mensch nur einmal lieben kann». Zuletzt erzeugten Pauls Launen und Extrovertiertheit in ihr Gefühle von Verlassenheit und Verrat. In ihren Erinnerungen schrieb sie, sie verdanke ihm «die schönsten ... Stunden, ... aber auch den tiefsten Kummer».

«Der ewige Jude»

Tillas Ehe mit Paul Cassirer steckte in einer schweren Krise, als sie im Sommer 1925 Ludwig Katzenellenbogen näherkam, Generaldirektor des 250 Millionen schweren Ostwerke-Schultheiß-Patzenhofer-Konzerns, einem der einflussreichsten Männer der deutschen Wirtschaft. Er stammte aus einer mittelständischen jüdischen Unternehmerfamilie aus Posen und war in der Inflationszeit mit Börsenspekulationen und Geschäftsbeteiligungen in Berlin reich geworden. Zu seinem Firmenimperium gehörten Hefe-, Sprit- und Zementfabriken, Glas- und Maschinenwerke, Mühlen

und Bierbrauereien. Ende der 1920er Jahre war er einer der reichsten Unternehmer in Deutschland. Seine Aktionäre strichen 15 Prozent Dividende ein; sein privates Aktienvermögen wurde auf 25 Millionen RM geschätzt. Tilla bewunderte Lutzens «aufregendes Börsenspiel», bei dem man «mit kühlem Kopf» so viele verschiedene Fäden in der Hand halten musste und dabei unfassbar reich wurde.

Ludwig Katzenellenbogen war ein gutaussehender, sympathischer Endvierziger mit einem freundlichen Gesicht; das dunkle, schütterte Haar trug er über hoher Stirn straff nach hinten gekämmt. Er war etwas kleiner als Tilla, aber ebenso sportlich. In seiner Freizeit traf man ihn häufig in Knickerbockern auf dem Golfplatz an. Mit seiner Frau Estella, Inhaberin mehrerer Blumengeschäfte, hatte er drei gemeinsame Kinder großgezogen. Wie viele andere deutsch-jüdische Bankiers- und Unternehmerfamilien, etwa die Mendelssohn, Oppenheim, Warschauer, Simson und Kempner, waren er und seine Frau zum Protestantismus übergetreten und erzogen Sohn und Töchter im christlichen Glauben.

Das Verhältnis der beiden Ehepaare aus der Berliner High Society begann rein geschäftlich und gesellschaftlich. Die kunstinteressierten Katzenellenbogens erwarben diverse Werke bei Paul Cassirer, obwohl sie, wie sich ihr Sohn mokierte, so gar nicht in ihre großbürgerliche Villa am Tiergarten voller neuereicher Geschmacklosigkeiten passen wollten. Moderne Gemälde von Manet, Monet, Van Gogh und Cézanne hingen auf schokobraunen, dunkelgrünen und ockergelben Seidentapeten neben Schränken und Truhen aus Mahagoni und Palisander, Meissner Figurinen und chinesischen Fayencen.

Der erfolgreiche Großindustrielle revanchierte sich für die Kunst mit praktischen Ratschlägen, wie das Vermögen des Ehepaares Cassirer-Durieux vorteilhaft anzulegen sei. Ansonsten machte er zunächst wenig Eindruck auf die berühmte Actrice; die beiden fanden kaum Gesprächsstoff. Erst nach und nach kamen sie sich näher, und sie gewann den reichen Unternehmer dafür, die revolutionäre Piscator-Bühne für eine Weile finanziell zu unterstützen.

Katzenellenbogen umwarb sie mit seiner ruhigen, ausgeglichenen Art. Er bot ihr eine Schulter zum Anlehnen und eine seelische Heimat, die sie in ihrer Ehe nicht mehr fand. Die beiden stürzten sich in eine

Affäre, über die sich halb Berlin das Maul zerriss. Erst jetzt fasste Tilla Durieux den Mut, sich von mit dem einst so bewunderten Paul Cassirer zu trennen, mit dem sie sich einsam fühlte und dessen sexuelle Hyperaktivität, ausgefallenen erotischen und sadistischen Neigungen sie abstieß. Ludwig Katzenellenbogen gab ihr stattdessen endlich wieder das Gefühl, gesehen, geachtet und geliebt zu werden. Eine *Amour fou* wie mit Cassirer kam ihr überhaupt nicht in den Sinn.

Noch lange hatte sie Gewissensbisse, weil sich der unter schweren Depressionen leidende Cassirer im Januar 1926 beim Scheidungstermin erschoss. Dann fielen auch noch seine Familie und die skandalhungrige Öffentlichkeit über sie her. «Neider und Hasser» krochen aus ihren Löchern, «man konnte sich nicht genug tun in Gehässigkeiten, übler Nachrede». Als sie sich mit dem Schlüsselroman «Eine Tür fällt ins Schloss» mit intimen Details den Kummer von der Seele schrieb, hagelte es Verisse voller Spott und Häme. Bekannte zogen sich zurück, und solange der Sturm der Entrüstung durch den Boulevard fegte, blieben die Engagements aus. Mit über fünfzig war sie für manche Rolle allerdings auch zu alt, und manchmal fragte sie sich, wie lange sie den Herausforderungen des Theaterdaseins noch gewachsen sein würde. Seit längerem fühlte sie sich erschöpft und ausgebrannt.

Obwohl bereits ganz Berlin über sein Verhältnis mit der prominenten Schauspielerin Durieux tuschelte, scheute Ludwig Katzenellenbogen die finanziellen Folgen einer Scheidung ebenso wie den rufschädigenden Skandal. Der prominente Großindustrielle verkehrte in höchsten gesellschaftlichen Kreisen, das brachte gewisse Verpflichtungen mit sich. Geordnete Familienverhältnisse waren ebenso Grundlage des Erfolgs wie ein dichtes Netzwerk sozialer Beziehungen innerhalb der Berliner Wirtschafts- und Finanzelite. Aber Tilla, so schrieb sie, war «nicht für ein Verhältnis geschaffen, das sich nur auf einige Stunden des Tages beschränkte und geheim gehalten werden musste». Sie war eifersüchtig auf die legitime Noch-Ehefrau Estella und gekränkt. Erst als sie mit Trennung drohte, ließ sich Lutz scheiden. Am 28. Februar 1930, um zwölf Uhr, wurde in London heimlich geheiratet «nach vier Jahren Warten und Kummer – endlich», vertraute sie dem Tagebuch an. Aber es lag ein Schatten auf der Verbindung. «Mir war sehr traurig zu Mut ... Warum nicht früher?»

Es waren noch keine drei Wochen seit der Hochzeit vergangen, da «fingen schon Schwierigkeiten an». Während der Weltwirtschaftskrise war Lutzens Konzern ins Schlingern geraten. Als 1929 die Börsenkurse sanken, handelte er bei den Großbanken Millionenkredite und Stützungskäufe firmeneigener Aktien aus. Bald würde sich die Wirtschaft erholen, glaubte er, und so traf er eine risikoreiche Vereinbarung: Der Konzern werde die kreditfinanzierten Aktien unabhängig von der Kursentwicklung zum Einkaufspreis übernehmen. Dass dies gegen das Aktienrecht verstieß, störte weder ihn noch die Aufsichtsräte seiner Firma, geschweige denn die Direktoren der Finanzinstitute, die mit solchen illegalen Transaktionen stattliche Gewinne machten.

Als sich die rasante Talfahrt der Börse beschleunigte, griff Katzenellenbogen zu weiteren Stützungskäufen. Im Herbst 1931 trat die Rücknahmegarantie der Aktien in Kraft, da waren sie nur noch einen Bruchteil ihres Einkaufspreises wert. 36 Millionen Reichsmark waren verbrannt. Auch das persönliche Vermögen Katzenellenbogens und das seiner Frau Tilla, auf das er sich unter einem Vorwand Zugriff verschafft hatte, reichten nicht aus, um die exorbitanten Schulden noch zu bedienen. So wurde der einst gefeierte Finanzjongleur gezwungen, den Ruin zu erklären und als Generaldirektor abzdanken. Dass die Bankdirektoren und Unternehmensvorstände von den Schiebereien gewusst hatten, half ihm nichts. Sie alle suchten einen Sündenbock und zeigten mit dem Finger allein auf Lutz. «Feige Hunde alle zusammen», empörte sich Tilla.

Katzenellenbogen wurde verhaftet und daraufhin wegen Bilanzfälschung, Prospektbetrug und Untreue angeklagt. Er war verzweifelt, wusste weder aus noch ein, und Tilla noch weniger. Jeder Tag brachte neue Hiobsbotschaften, alles Vermögen wurde gepfändet. «Bin fest entschlossen, ... (m)einem Leben ein Ende zu machen, das zu schwer war und ist», schrieb sie im Oktober 1931 in ihr Tagebuch. «Hätte ich es nur schon früher getan. Aber man ist töricht und hofft.» Denn während sie nach Wegen aus der Misere suchte, kam heraus, dass «Lutz mich wirklich belogen hat die ganzen Jahre», wenigstens in finanziellen Dingen. Sie verbrachte ganze Tage bei Rechtsanwälten, verkaufte Bilder ihrer Sammlung, trieb hunderttausend Reichsmark Kautions auf. Manch einer riet ihr, die teuren Gemälde zu nehmen und fortzulaufen. Aber sie zögerte,

«weil ich mich schämte, nach so kurzer Ehe, die soviel Staub aufgewirbelt hatte, die Segel zu streichen». «Enttäuscht, belogen und betrogen wie noch nie im Leben», beschloss sie das Jahr 1931.

Als Anfang 1932 der Prozess gegen Ludwig Katzenellenbogen und vier weitere mächtige Wirtschaftsführer begann, war Tilla Durieux die Erste, die im Moabiter Kriminalgericht durch die großen Flügeltüren schritt und im Zuschauerraum Platz nahm. «Mit angestrengter Spannung» verfolgte sie die Verhandlung, berichtete die Journalistin Ola Alsen. Meist hatte sie die Beine ganz untheatralisch übereinandergeschlagen, den Oberkörper ein wenig nach vorn gebeugt, die Hände ineinandergeschlungen. Stets brachte sie eine Thermoskanne mit Suppe mit, die Lutz in der Pause aus einer Aluminiumschüssel löffelte.

Derweil drängelten sich zahlreiche Schaulustige und Journalisten im Foyer. Politik und Publikum suchten nach den Verantwortlichen für die Verwerfungen der Weltwirtschaftskrise. Im März 1932 zählte Berlin mehr als sechshunderttausend Arbeitslose, jeder Zweite suchte einen Job, während die Zahlen weiter stiegen. Die Weimarer Demokratie fand keine wirksame Rezeptur gegen die Misere, und da kam es den Gegnern der Republik gelegen, dass der Hauptangeklagte (obwohl längst konvertiert) als Jude galt.

Katzenellenbogen konnte zugleich das scheiternde System kapitalistischer Ausbeutung und das Schreckgespenst eines raffgierigen jüdischen Spekulanten repräsentieren. Die rechten Medien spießten das Zerrbild vom jüdischen «Aktienschieber», «Salonbolschewik und Finanzgauner» auf, der «mit erschwindelm Geld ... Passionen der Frau Durieux» (die Piscator-Bühne) gesponsert habe. Die «Freiheit» zeichnete den Großindustriellen als gefallen Repräsentanten des verrotteten Weimarer Systems, das die einfachen Leute ins Elend stieß. Der antisemitische Publizist Johann von Leers, seit 1929 Mitglied der NSDAP, prangerte Ludwig Katzenellenbogen in seiner 1932 erschienenen Broschüre «Juden sehen Dich an» sogar mit einem Foto an und markierte ihn als «angehängt». Er schrieb, dass der «Fall Katzenellenbogen» die «Geldsackinteressen», das «Gift der Korruption» sowie eine «tiefe sittliche Erkrankung des Volkskörpers» zeige. Der Prozess diene ihm zur Generalabrechnung mit dem liberalen Wirtschaftssystem, weil «die Profitunmoral der kapita-

listischen Gesellschaft jederzeit das Einfallstor für jüdische Korruption darstellt».

Nach dem Machtantritt Hitlers griff die antisemitische Propaganda immer wieder auf Ludwig Katzenellenbogen zurück, um ihn als Vertreter einer jüdischen Ausbeuterelite zu brandmarken, die «an den leitenden Stellen des deutschen Wirtschaftslebens» saß. So tauchte er im Begleitbuch zur Ausstellung «Der ewige Jude» auf, die 1937 in München und anschließend in zahlreichen anderen Städten gezeigt wurde. Es war eine der meistbesuchten Propagandaausstellungen in der NS-Zeit. Sie schilderte die Not und vermeintliche Verschwendung in der Weimarer Republik, hetzte gegen «verjudete» Gemälde und Skulpturen moderner Künstler sowie die angebliche Vorherrschaft jüdischer Rechtsanwälte und Wirtschaftsleute.

Katzenellenbogen vertrat seine Sache vor Gericht mit der «Geste der vollkommenen Unschuld und des guten Gewissens», schrieb die Presse. Tatsächlich hatte er sein gesamtes Vermögen verloren, zudem waren sein Amt als Generaldirektor und sein Ruf dahin. «Er war zweifellos sein bester Verteidiger», fand auch die Journalistin Alsen. Sie würdigte Lutzens «bewundernswerte Haltung und Intelligenz». Nie habe er die Ruhe verloren, die Vorhaltungen geschickt pariert und dabei vollkommen aufrichtig gewirkt. «Man hatte bei ihm das absolute Gefühl, die Wahrheit zu hören.» Nur einmal, als er über seinen Sohn sprach, brach er in Tränen aus. «Fange an, alles zu verzeihen», schrieb Tilla in ihr Tagebuch. «Habe große Zärtlichkeit für ihn. Armer Kerl.»

Der Saal war überfüllt, als die bekanntesten Rechtsanwälte der Republik, Max Alsberg und Rudolf Dix, schließlich ihre Plädoyers hielten. Sie argumentierten, die Angeklagten hätten nichts gemacht, was im Wirtschaftsleben nicht gang und gäbe sei, und damit hatten sie sogar recht. Manch einer hatte in früheren Jahren mit gesetzwidrigen Machenschaften sein Geschäft retten können und wurde nie belangt. «Sein Misserfolg ist sein Verbrechen», schlussfolgerte die Presse.

Für drei angeklagte Generaldirektoren endete der Prozess am 19. März 1932 mit einem Freispruch, ein weiterer erhielt eine geringfügige Geldstrafe. Lutz Katzenellenbogen wurde zu einer Geldstrafe von zehntausend Reichsmark sowie drei Monaten Gefängnis verurteilt, die er durch die U-Haft abgesessen hatte. Angesichts der in der Anklage erhobenen Vor-

würfe war das am Ende wenig. Aber Lutz kehrte als gebrochener Mann in die Freiheit zurück. Erst an Heiligabend 1932 sprach er sich mit Tilla aus. «Lutz ist doch so, wie ich immer gehofft habe, nur eben schwach und verschüttet», hielt sie im Tagebuch fest. «Aber langsam rafft er sich auf, und der innerste Kern ist gut.»

Auf Gedeih und Verderb

Seit ihrer überstürzten Flucht aus Berlin waren Tilla Durieux und Lutz Katzenellenbogen nun auf Gedeih und Verderb aneinandergekettet. «Am ersten Tag der Reise kam mir zum ersten Mal zum Bewusstsein, dass ich nun neben L. K. saß, den ich doch eigentlich Jahre vorher hatte verlassen wollen.» Aber das brachte sie nicht über sich, denn «er war zerbrochen und brauchte einen Menschen».

So landete das Ehepaar Durieux-Katzenellenbogen zunächst in Prag, einer der ersten und häufigsten Anlaufstellen für Emigranten aus dem Reich. Die Tschechoslowakei hatte ihr demokratisches System – im Unterschied zu den meisten europäischen Staaten – beibehalten. Zudem verlangte sie von den Geflüchteten mit gültigem Pass kein Visum. Wer keinen hatte oder lieber unbemerkt einreisen wollte, marschierte durch bergiges, bewaldetes Gebiet über die Grenze, so wie der Schriftsteller Stefan Heym, der im März 1933 über einen verschneiten Kamm des Riesengebirges in das freundliche Nachbarland wortwörtlich einwanderte. Der tschechoslowakische Außenminister und spätere Präsident Edvard Beneš verteidigte im November 1933 im Parlament die liberale Migrationspolitik. Man werde noch stolz darauf sein, politischen Flüchtlingen aus Deutschland Asyl zu gewähren, und damit hatte er recht. Bis 1938 flohen bis zu 20 000 Deutsche vor den Nationalsozialisten dorthin. Viele dachten allerdings, nur die Tage um den antisemitischen Boykott-Tag herum im Ausland verbringen zu müssen, weil das Unwetter bald vorüberziehen werde. Tilla Durieux hingegen war nicht so optimistisch, erzählte sie später.

Tatsächlich kam es am Boykott-Tag des 1. April 1933 schlimmer als befürchtet. «Bereits um 8 Uhr morgens sah man die ersten Plakatträger, und gegen 10 Uhr klebten an den meisten jüdischen Geschäften die roten

Anschläge mit der Aufschrift «Deutsche wehrt Euch! Kauft nicht bei Juden!», berichtete die «Berliner Morgenpost». Größere SA- und SS-Kommandos stellten sicher, dass jüdische Geschäfte, Arztpraxen und Rechtsanwaltskanzleien schlossen und jüdische Besucher die Universität und die Preußische Staatsbibliothek nicht mehr betraten. Derselben Ausgabe entnahmen die Leser, dass Hitler und Hindenburg die Ehrenbürgerwürde Berlins erhalten hatten, zudem gebe es ein neues, rückwirkend gültiges Gesetz, das «zum Schutz von Volk und Staat» die Todesstrafe vorsah.

Derweil wurde der gesamte Kultur- und Theaterbetrieb nazifiziert. Hermann Göring übernahm als preußischer Ministerpräsident die Berliner Bühnen und Joseph Goebbels die staatlichen Theater. Den Intendanten der Schauspielhäuser erklärte er: «Die deutsche Kunst des nächsten Jahrzehnts wird heroisch, sie wird stählern-romantisch, sie wird sentimentalitätslos sachlich, sie wird national mit großem Pathos und sie wird gleichfalls verpflichtend und bindend sein, oder sie wird nicht sein.» Modernes, geschweige denn experimentelles Theater werde es künftig nicht mehr geben. Na denn: «Prost!», schrieb Tilla in ihr Tagebuch. Da der «Völkische Beobachter» Angriffe gegen sie druckte, gab es für die exilierte Schauspielerin kein Zurück nach Deutschland mehr. «Ich bin gänzlich mutlos, habe keine Kraft mehr», klagte sie am 2. Mai 1933.

Die ersten Monate der Flucht mündeten für das Ehepaar Durieux-Katzenellenbogen in Verzweiflung. In Prag quartierten sich die beiden in einem billigen Hotel ein, es drückten finanzielle Sorgen. Zwar hatte das Gericht die Pfändungen von Tillas Besitz aufgehoben, aber um Anwälte und Gerichtskosten zu bezahlen, musste sie wertvolle Bilder und Schmuck verkaufen. Dazu kam hässlicher Familienstreit über die finanziellen Folgen der Katzenellenbogen-Pleite. Im September 1933 schien alles verloren. «Wohin soll man gehen? Wie Geld machen?»

Die einst so gefeierte Actrice versuchte, sich mit Gastspielen über Wasser zu halten, die sie durch die Schweiz, die Tschechoslowakei, Österreich und Jugoslawien führten. «Nur Augen zu und weiter stolpern. Vielleicht gibt Gott, dass ich im nächsten Jahr endlich krepriere, dann hätt' ich endlich Ruh.» Überraschenderweise hatte sie in Belgrad im Stück «Der Schatten» von Dario Niccodemi einen «unerhörten Erfolg.

So ein Rasen noch nie gehört», hielt sie im Tagebuch fest. «Sehr begeistert» war das Publikum auch in Zagreb und in Linz. «Aber was nützt das.»

Immerhin war am Ende der Theatersaison wieder etwas Geld in der Kasse, und so siedelte das Paar in die Schweiz über. Am Lago Maggiore hatten sich bereits etliche Künstler und Schriftsteller niedergelassen, unter ihnen Emil Ludwig, Viktoria Wolf und Erich Maria Remarque. Der Schriftsteller, den der Roman «Im Westen nichts Neues» reich gemacht hatte, war eine beliebte Anlaufstelle für Emigranten, vor allem mittellose. Tilla und Lutz mieteten sich in Ascona ein winziges Häuschen, Gläubiger und Steuerbehörden auf den Fersen. Allen Besitz in Deutschland, der nicht niet- und nagelfest war, versuchten sie zu verkaufen. Den Erlös ließen sie sich zwischen den Seiten nichtssagender Kataloge und Bücher per Post zuschicken. Van Goghs «Bahnübergang» ging in Remarques Sammlung über und schmückte fortan seine Villa.

Der Aufenthalt des Paares Durieux-Katzenellenbogen in der Schweiz war nicht von langer Dauer. Gegen Lutz lag ein Steckbrief vor, die eidgenössischen Behörden verweigerten ihm den Aufenthalt. Die beiden mussten das Land verlassen. «Sind außer uns. Was wird werden?»

Heimatlos

Kommunist und Jude

Wie viele andere hatte sich auch der Psychologe und Therapeut Manès Sperber zunächst nicht entschließen können, Deutschland zu verlassen. Dabei war er als Jude und Kommunist besonders gefährdet. Am 15. März 1933 klingelte ihn ein Trupp SA-Leute und Polizisten in seiner Wohnung in der Berliner Künstlerkolonie aus dem Schlaf und nahm ihn fest. «Wenn Sie ein Kofferchen haben oder eine Aktenmappe, tun Sie Sachen hinein, die man für einige Tage braucht», sagte einer, ehe sein Kollege einwarf: «Kein Gepäck, Zahnbürste genügt ... Alles ist zu viel für das Gesindel!» Ein offener Lastwagen brachte ihn und etliche durch Schläge zugerichtete Männer ins Polizeigefängnis in «Schutzhaft». Als er dort zwischen mit Blut bespritzten Wänden in der Einzelzelle saß, machte er sich Vorwürfe. «Alles, was sich seit Monaten getan hatte, war unsinnig», warf er sich vor, «zuletzt der Entschluss, Deutschland nicht zu verlassen, sondern vorläufig dazubleiben.» Er malte sich Folter und Totschlag aus, verachtete sich wegen seiner Zögerlichkeit.

Wie ein großer Teil der in Deutschland lebenden Juden war er unschlüssig gewesen, was die antisemitischen Übergriffe zu bedeuten hatten. Viele Menschen waren schließlich allein durch die NS-Rassepolitik als «Juden» markiert, während sie tatsächlich aus assimilierten oder zum Christentum konvertierten Familien stammten. Andere betrachteten sich zwar als «deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens», waren aber nicht besonders religiös und pflegten eventuell nur noch eine Familientradition. Es gab also viele Gründe zu finden, «dass die Nazis kein Recht hatten, uns ihre Perversion der Geschichte und Biologie aufzuzwingen», fasste der Historiker Peter Gay den Standpunkt seiner Eltern zusammen. Und so mochte man sich gerne einreden, dass die Nationalsozialisten die Übergriffe einstellen würden, wenn sich ihr Siegestaumel erst einmal gelegt hätte.

Manès «Munjo» Sperber, Sohn eines Bankkaufmanns, war jetzt 32 Jahre alt. Er war in einer jüdischen Familie im ostgalizischen «Schtetl» Zablotiv (Zablotów) aufgewachsen, die streng nach der chassidischen Tradition des Glaubens und Betens lebte. Als jugendliche Leseratte entfernte er sich von der religiösen Hoffnung auf Erlösung vom irdischen Leiden und machte sich stattdessen zur Aufgabe, die Welt zu verbessern. «Unser messianisches Gegenstück hieß revolutionäre Aktivität», erklärte er. Als sein Heimatort während des Ersten Weltkrieges wiederholt zur Kampfzone wurde, floh die Familie 1916 nach Wien. Dort erfuhr der Ostjude Sperber sozialen Abstieg und antisemitische Ablehnung, entdeckte aber auch zeitgemäße geistige und politische Strömungen.

Als Halbwüchsiger kam er bei den jüdischen Pfadfindern der Haschomer Hazair (Der junge Wächter) mit marxistischen und zionistischen Ideen in Kontakt. Gemeinsam wanderte man durch den Wiener Wald, sang hebräische Lieder und studierte Palästinakunde. Aber man diskutierte auch sozialrevolutionäre Ideen. Sperber vertiefte sich in die Schriften Gustav Landauers, Otto Bauers, Max Adlers und der russischen Anarchisten, ehe er beschloss, selbst Revolutionär zu werden.

Damals lernte er junge Männer und Frauen kennen, die illegal über die polnische oder russische Grenze kamen, um im «gelobten Land» Palästina einen Kibbuz, den Nukleus eines künftigen jüdischen Staates, zu gründen. Er selbst fand das befremdlich und «dass es eine Vergeudung wäre, unsere Fähigkeiten und Begabungen verkümmern zu lassen, um Landarbeiter in einem zu erneuernden jüdischen Lande zu werden». Er glaubte stattdessen, dass, wenn erst einmal die soziale Revolution vollendet und der neue Mensch herangebildet sei, sich auch in kurzer Zeit die jüdische Frage lösen und ein Staat Israel überflüssig sein würde. Jahre später schrieb er in seiner Autobiografie, dass er sich dagegen wehrte, die Last der jahrhundertelangen jüdischen Verfolgung mit sich zu tragen. Er wollte «das Nachtragen verlernen» und lieber für «das weltumspannende Reich der Freiheit und Gleichheit für alle» kämpfen. »Das Gewesene blieb unvergessen, natürlich. Aber wir gehörten der Zukunft.«

Der leidenschaftliche Leser Sperber war, wie er selbst schrieb, besessen von der Psychologie, zu deren Gunsten er seinen Lebensplan, Schrift-

steller zu werden, für die nächsten Jahre hintanstellte. Sein erster autobiografischer Roman, den er mit neunzehn verfasste, landete in der Schublade.

1921 besuchte er den ersten Kurs Alfred Adlers, des Begründers der Individualpsychologie, und kurz darauf begann er, selbst als Heilpädagoge und Therapeut zu arbeiten. Der Wiener Arzt hatte sich mit seinem Kollegen Sigmund Freud entzweit, weil ihn dessen Theorie des Unbewussten nicht überzeugte. Adler suchte die Ursache psychischer Störungen in den konkreten Lebensumständen, also der Gesellschaft. Nicht Triebhaftigkeit, wie Freud annahm, sondern Minderwertigkeitsgefühle und das Streben nach Geltung und Überlegenheit seien die wahren seelischen Antriebskräfte. Er gründete 1913 den Verein für Individualpsychologie und rückte Aufklärung, Erziehung und psychologische Prävention in den Mittelpunkt seines Wirkens. Im sozialdemokratisch regierten «Roten Wien» der Zwischenkriegszeit wurde die Individualpsychologie geradezu zum Gesellschaftsprogramm. Die Stadt finanzierte rund dreißig adlerianische Erziehungsberatungszentren für Eltern, Lehrer und alle anderen, die mit schwierigen Halbwüchsigen zu tun hatten.

Sperber betrachtete sich als «Meisterschüler» Adlers, obwohl er nie ein akademisches Studium abschloss und in der individualpsychologischen Szene Wiens auch nur eine untergeordnete Rolle spielte. Im Auftrag seines Lehrers zog er 1927 nach Berlin, um dort dessen psychologische Schule zu verbreiten. Er arbeitete als Therapeut und gab Kurse für Heimleiter, Fürsorgeerzieher und Sozialpädagogen, wobei er vor allem in die Arbeiterbewegung hineinwirken wollte. Während er eifrig Vorträge in der «Berliner Gesellschaft für Individualpsychologie» hielt, hoffte er, doch noch irgendwann Schriftsteller zu werden.

In Berlin trat er «wie viele besonders kluge, gebildete Männer», zu denen er unbedingt auch gehören wollte, in die KPD ein. Sperber sah sich als Vordenker einer marxistischen Psychologie und Therapeut einer kranken Gesellschaft, die dem Nationalsozialismus anheimzufallen drohte. In großen Schritten entwickelte er sich zu einem unbeugsamen, linientreuen Stalinisten, einem, der «wusste und nicht wissen wollte», wie er erst viel später einsah. Aber einer wie er, der aus den jüdischen Milieus Polens, der Bukowina oder anderen östlichen Ländern stammte, konnte sich

durch die kommunistische Bewegung eine neue Ideologie und Lebensform aneignen, die ihn aus der geografischen Herkunft hinaushob und von familiären religiösen Verpflichtungen befreite.

Sperbers wachsende Ideologisierung führte 1930 zum Bruch mit Alfred Adler, der den Bolschewismus ablehnte und sich nicht von den marxistischen Individualpsychologen vereinnahmen lassen wollte. Adler orientierte sich zunehmend auf die USA, wo seine Lehre auf große Resonanz stieß. 1933 siedelte er ganz dorthin über. Erst mehrere Jahrzehnte später revidierte Sperber sein kategorisches Urteil über Adler, den er ob der Zurückweisung «Sozialfaschist» schimpfte. Gekränkte Eitelkeit rangierten dabei offensichtlich noch vor inhaltlichen Differenzen.

Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, wohnte Sperber in der genossenschaftlichen Künstlerkolonie Wilmersdorf am Laubenheimer Platz. Dort konnten Autoren, Journalisten und Theaterleute – unter anderen Dinah Nelken, Ernst Busch, Alfred Kantorowicz und Ernst Bloch – günstig wohnen. Einer von ihnen, Gustav Regler, erinnerte sich: «Es waren billige Wohnungen, und doch bezahlte kaum einer seine Miete; weder die Gehälter noch die sogenannten Einkünfte der freien Berufe reichten aus. In den meisten Behausungen lag nur eine Matratze am Boden. Die Künstler aßen von Seifenkisten, über die sie Zeitungen gebreitet hatten.» Verhungern musste hingegen keiner, man half sich gegenseitig und «roch, wo einer Arbeit gehabt hatte und etwas Speck und Käse zu finden war». Die Nazis nannten die Kolonie «Roter Block» – kein Wunder, dass sie dort als Erstes zugriffen.

Während Sperber im März 1933 im SA-Gefängnis am Alexanderplatz saß, beschloss er, sich in Zagreb niederzulassen, das er von Vortragsreisen kannte und wo er Freunde und Kollegen im bürgerlich-liberalen jüdischen Milieu besaß. Er hatte den 1918 gegründeten südslawischen Vielvölkerstaat schon einige Jahre zuvor besucht; das Land und seine Menschen waren ihm sympathisch. Zudem gab es dort eine kommunistische Partei, in der er sich betätigen wollte.

Das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen war 1918 aus ganz unterschiedlichen Gebieten geschaffen worden; die Bevölkerung war in ethnischer und religiöser Hinsicht bunt zusammengewürfelt. Serben, Kroaten und Slowenen hatten sich zwar während des Ersten Weltkrieges

auf eine gemeinsame parlamentarische Monarchie unter der serbischen Dynastie Karađorđević verständigt, dann aber über die innere Ordnung zerstritten. Kern des Problems waren die zentralistische Verfassung und die führende Stellung der Serben, die Staatsapparat, Armee und König in das neue Gemeinwesen eingebracht hatten. Kroatische Oppositionelle, die dagegen Sturm liefen, fielen 1928 einem nationalistischen Mordanschlag im Parlament zum Opfer. Daraufhin setzte König Alexander im Januar 1929 Verfassung und Pressefreiheit außer Kraft und ließ alle ethnopolitischen Parteien und Vereinigungen verbieten. Der Staat wurde in Jugoslawien umbenannt und nach dem französischen Modell in Departements bzw. Banschaften gegliedert. Aus der parlamentarischen Monarchie war nun eine Königsdiktatur geworden.

Für Flüchtende spielte das nationalistische Gezänk erst einmal keine Rolle. Ausländer konnten mit einem gültigen Pass problemlos nach Jugoslawien einreisen. Man brauchte dafür lediglich ein Touristen- oder Einreisevisum. Wer länger als neunzig Tage bleiben wollte, stellte ein Aufenthaltsgesuch bei der zuständigen Gemeinde bzw. später beim jugoslawischen Innenministerium. Man konnte den Aufenthalt daraufhin problemlos immer wieder verlängern. Ausländer, die sich legal im Land aufhielten, durften sich frei bewegen und sogar einer Arbeit nachgehen. Und wer keinen gültigen Reisepass besaß oder staatenlos war, konnte einen «Toleranzaufenthalt» erwirken, sofern ein jugoslawischer Staatsbürger für den Unterhalt garantierte.

Nach fünf quälenden Wochen hatten die Demarchen des polnischen Botschafters, die Sperbers Vater erwirkt hatte, bei den Behörden Erfolg. An Hitlers Geburtstag, dem 20. April 1933, wurde er überraschend entlassen, da er ausländischer Staatsbürger war. Die Auflage war, Deutschland unverzüglich zu verlassen. So bestieg Manès Sperber an einem düsteren, unangenehm warmen Apriltag den «Emigrantenzug» über Prag nach Wien. «Abgemagert wie einer, der nach einer schweren Operation das Spital zu früh verlassen hatte», beobachtete er die Mitreisenden. «Die meisten saßen im Coupé der zweiten Klasse, einige in der ersten und nicht wenig in der dritten Klasse. Hatte es der Zufall so gefügt, dass Bekannte im selben Wagen zu sitzen kamen, so taten sie, als ob sie einander nicht kannten.» Jeder verhielt sich so, als könnte seine Anwesenheit un-

bemerkt bleiben, wenn er nur schweigend aus dem Fenster blickte und die Landschaft an sich vorbeiziehen ließ.

«Hurra – keine Deutsche mehr!»

Als Tilla und Lutz die Ausweisung aus der Schweiz bevorstand, schlug sie vor, nach Zagreb auszuweichen. Sie kannte es von Gastspielen und aus den Erzählungen ihres Großvaters, der dort zu k. u. k.-Zeiten studiert hatte, und erinnerte sich an eine freundliche, saubere und pittoreske Stadt von überschaubarer Größe. Man könnte dort erst einmal Quartier nehmen und würde dann weitersehen. Lutz war von dieser Idee nicht sonderlich begeistert, hatte aber auch keine bessere. Man wusste in Deutschland wenig über diesen seltsamen südslawischen Staat, der erst nach dem Ersten Weltkrieg auf der politischen Landkarte erschienen war, außer dass es dort billig war. Da Katzenellenbogen dort ein paar Aktien besaß, könnte man mit ihnen hoffentlich den Lebensunterhalt bestreiten.

Es stellte sich das Problem, dass ihre deutschen Pässe abgelaufen waren und dass die beiden im Ausland keine neuen bekommen konnten. In Deutschland wurde Lutz mittlerweile sogar steckbrieflich gesucht. Alle Anstrengungen, sich ein griechisches, polnisches, spanisches oder portugiesisches Reisedokument zu besorgen, scheiterten. «Ich bin von allem so nervös, dass ich nicht schlafe», notierte Tilla Durieux im März 1934. «Lutz verzweifelt.» Erst nach Monaten gelang es, von Honduras zwei Pässe à 2400 Schweizer Franken zu ergattern. Und die beste Nachricht war: Bei Erwerb einer anderen Nationalität erlosch die deutsche Staatsangehörigkeit. «Hurra!!! Keine Deutsche mehr!!!»

Mitte 1934 siedelte das Paar schließlich nach Zagreb über. Damals «lag diese Stadt für die meisten Europäer in einer nebelhaften Ferne», schrieb die Durieux. «Man hielt sie entweder für einen Vorort von Wien oder von Prag. Das Land Jugoslawien aber steckte irgendwo – da unten – in einer Ecke, in der man sich nicht zurecht fand.» Die Freunde staunten über ihren Mut und prophezeiten, sie würden auf der Reise über den Karst von Räuberbanden überfallen.

Auf die Wienerin Tilla Durieux wirkte Zagreb überhaupt nicht fremd-

artig. Kroatien hatte jahrhundertlang zur Habsburgermonarchie gehört. Die Kathedrale in der mittelalterlichen Oberstadt mit den zwei hohen Türmen im gotischen Stil, ein Bischofssitz, bezeugte die über tausend Jahre währende Zugehörigkeit zum lateinischen Kulturkreis. Drum herum standen österreichisch wirkende Gebäude und Renaissance-Palais, die Regierung, Parlament, Botschaften und wohlhabende Bürger beherbergten. In der jüngeren Unterstadt herrschten repräsentative Boulevards und mehrstöckige Bürgerhäuser vor, die zu großen Teilen aus dem 19. Jahrhundert stammten. In beiden Teilen der Stadt gab es nette Gassen und Grünanlagen, die Menschen vergnügten sich in Cafés, Restaurants und Bars. Der 1933 aus Deutschland emigrierte Mathematiker Michael Golomb erinnerte sich an «eine schöne Oper, ein Theater, eine Konzerthalle und einige gute Museen. Es gab ausgezeichnete Restaurants, die sowohl Wiener als auch balkanische Küche servierten.» Er «mochte besonders die Cafés im Freien, wo man seinen Kaffee trinken und ein leckeres Eis essen und europäische Zeitungen lesen konnte».

Zagreb präsentierte sich als moderne europäische Stadt. Im ersten Nachkriegsjahrzehnt war sie durch den Zuzug vom Land von 105 000 auf mehr als 180 000 Einwohner angewachsen. Industrie und Bankgewerbe, Handel und Handwerk, Straßenbahnen und Autoverkehr entwickelten sich in rasantem Tempo, und zur Architektur der Belle Époque kamen moderne Neubauten unter Einfluss von Le Corbusier hinzu. Besonders stolz war die Stadt auf das schicke Hotel Esplanade, die Börse, den Flughafen und den ersten Zoo im südosteuropäischen Raum. Wie im westlichen Europa vergnügten sich die Menschen bei Tennis und Golf, Auto- und Motorradrennen, im Kino oder bei Jazz-Konzerten; emanzipierte junge Frauen trugen Pariser Mode und Bubiköpfe. Trotzdem war Kroatien immer noch ein Bauernland. Tilla musste lachen, als sie mitten im Stadtzentrum «Truthähne auf ihrem Weg zum Bahnhof ... über den Platz trippeln» sah. Es waren immer «je zwei und zwei brav ausgerichtet, hinter drein ein Mann mit langem Stecken ... oft zu 50 bis 100 Stück so artig und sittsam». Vor allem gefiel der Schauspielerin die breite, grüne Allee, die vom Bahnhof zum Hauptplatz führte, «mit lustigen Buden, an denen weiß und rot gekleidete Bäuerinnen alte Stickereien, selbstgewebtes Leinen, gestickte und gestrickte Babuschen und Opanken, nebst tausend-

derlei hübschen Kleinigkeiten, verkauften. Ihre weiß und rot gestickten Trachten und Strümpfe glänzten in der Sonne blitzsauber und unter den roten Kopftüchern guckten bildhübsche Gesichter hervor.»

Hinter der pittoresken Kulisse lagerte allerdings sozialer Sprengstoff. Infolge der Weltwirtschaftskrise waren Produktion, Außenhandel sowie Löhne und Einkommen eingebrochen. Zehntausende waren arbeitslos und lebten von der Hand in den Mund. An den Rändern der Stadt ufernten Siedlungen, in denen es nur ungepflasterte Wege, keine Straßenbeleuchtung, keine Wasserleitungen und keine Kanalisation gab. «Wenn es regnet, versinken die Straßen im Morast, man kommt kaum durch», beschwerte sich ein Zeitgenosse. Und «in den Sommermonaten ist die ganze Peripherie in Staubwolken gehüllt».

Besonders die Einkommen der Bauern waren dramatisch gesunken. So war auch Tilla Durieux schockiert, weil die Bäuerinnen auf dem Markt alle vor Armut aussahen «wie der Tod». Viele fanden auf dem Land kein Auskommen mehr und strömten in die Stadt. Ein anderer Emigrant beobachtete zwischen den Buden barfüßige Bauern, die nur zwei oder drei Zwiebelkränze anzubieten haben, die ihnen um den Hals hingen. «Da brechen sie also bei Morgengrauen von ihrem Dorf auf, wandern bloßfüßig stundenlang zur Stadt und stehen geduldig den ganzen Tag lang mit ihrem Zwiebelkranz da.»

Für Tilla Durieux und Ludwig Katzenellenbogen reichte das Einkommen zunächst für eine kleine möblierte Wohnung. «In dieser freundlichen und sauberen Stadt kam man uns gastfreundlich entgegen so, dass wir uns bald wohl zu fühlen begannen», erinnerte sie sich. Allerdings: Obwohl sie sparten, wo sie konnten, schmolz ihr kleines Kapital in Besorgnis erregender Geschwindigkeit zusammen. Schauspielen wollte oder konnte sie nicht mehr. Dem «Zagreber Morgenblatt» vertraute sie 1935 an, «dass es heute nicht opportun ist, Theater zu spielen». Kein Stück auf der Bühne komme mehr an das Drama der realen Gegenwart heran. «Wir dringen nicht mehr in das Herz der Menschen.» Daher tue man am besten, «sich wie eine Schnecke in sein Häuschen zurückzuziehen und zu warten».

Als sie ihre Zagreber Wohnung aufgeben mussten, beschlossen sie, nach Abbazia (Opatija) umzuziehen, wo Lutz Katzenellenbogen geschäftliche Beziehungen aufnahm. Das mondäne, ehemals habsburgische

Seebad lag im faschistischen Italien, das sich überraschend kulant gegenüber den Emigranten verhielt. Eine relativ liberale Fremdengesetzgebung erleichterte Einreise, Niederlassung und Arbeitsaufnahme. So fanden die Geflüchteten aus Deutschland vielfältige Berufsmöglichkeiten vor, ehe auch Mussolini 1938 strenge Rassegesetze in Kraft setzte.

Im Oktober 1935 wurde Lutz Teilhaber eines Hotels und Tilla zur Hotelière. Das sechsstöckige Kurhotel Cristallo mit seinen 106 Zimmern lag an der Uferpromenade des ehemals kaiserlichen Seebades von Abbazia, nur hatte es einst deutlich bessere Zeiten gesehen. Abgesehen vom fantastischen Meerblick, war der weiße Prachtbau mit den großzügigen blauen Loggien heruntergekommen und schmierig. «Es war ein großes, aber gänzlich verwahrlostes Hotel, eine Wanzenburg», erinnerte sie sich. Aber einmal auf Vordermann gebracht, bunt ausgemalt und modern eingerichtet, lockte es wieder Gäste an. Turbulente Liebesaffären, ein versuchter Selbstmord und die unerwartete Gier einiger besonders wohlhabender Urlauber, die vom kleinen Löffel bis zum Klopapier alles mitgehen ließen, waren überraschende Erfahrungen: «Ich lernte eine neue Seite der menschlichen Rasse, den Hotelgast, kennen.» Und, wer hätte das gedacht, plötzlich «sah unsere Zukunft ganz erfreulich aus».

Der Prophet in der Provinz

Manès Sperber stellte sich 1933 auf einen längeren Aufenthalt in Zagreb ein. Mit seiner Frau Mirjam Richter bezog er ein Turmhaus in der malerischen Visoka-Straße, einer schmalen, gepflasterten Sackgasse am obersten Ende der mittelalterlichen Altstadt. Er verdiente Geld, indem er Vorträge an der Volkshochschule hielt und in seiner Wohnung als Psychotherapeut praktizierte. Nebenbei vollendete er sein Buch «Individuum und Gemeinschaft. Versuch einer sozialen Charakterologie». Es war der Versuch, die Sozialpsychologie der Masse sozialökonomisch, politisch und historisch zu deuten. Im Januar 1934 kam Sohn Vladimir Friedrich Uri (Vladim) zur Welt.

Sperbers wichtigster Förderer und engster Freund in Kroatien war der Arzt Dr. Beno Stein, der ursprünglich aus Mähren stammte. Auf Einladung seiner ersten Frau, der Pädagogin und Psychologin Dr. Vera Stein-

Erlich, war Sperber bereits 1929 zum ersten Mal nach Jugoslawien gekommen. Das Ehepaar hatte Sperbers Kurse in Berlin besucht, mehrere Studien über Individualpsychologie, Psychoanalyse und Heilpädagogik verfasst und in Zagreb die Arbeitsgemeinschaft für Individualpsychologie gegründet.

Auf den jungen Flüchtling Sperber wirkte der zehn Jahre ältere Internist wie ein Fels in der Brandung. Er verfügte über einen weltoffenen, neugierigen und wachen Intellekt, erinnerte sich Sperber, und er strahlte als Arzt und als Kamerad Empathie, Menschlichkeit und Hilfsbereitschaft aus. «Dr. Stein war mittelgroß und so beleibt, dass er fast unförmig wirkte, doch war er körperlich nicht weniger behände als geistig; sein gut geschnittenes, zu volles Gesicht war durch kluge Augen erhellt, in denen ein neugieriger Humor leuchtete.» Sperber fand in ihnen Verständnis und Beistand sowie ebenso behutsame wie energische Hilfe.

Stein engagierte sich in der zionistischen Bewegung und sympathisierte mit der Kommunistischen Partei Jugoslawiens (KPJ). Bei der ersten Parlamentswahl 1920 hatte sie landesweit rund 12,4 Prozent eingefahren, wodurch sie zur drittstärksten politischen Kraft wurde. Weil König und bürgerliche Politik einen bolschewistischen Umsturz fürchteten, wurde sie im darauffolgenden Jahr verboten; die meisten kommunistischen Abgeordneten sowie führende Gewerkschafter wurden verhaftet. Seitdem agierte die KPJ mit maßgeblicher Unterstützung der Moskauer Komintern im Untergrund. Das war brandgefährlich, denn wer verhaftet wurde, dem drohten Totschlag, Folter und eine langjährige Haftstrafe. Allein für die Parteimitgliedschaft oder auch nur das Verteilen von Flugblättern gab es zehn Jahre Zuchthaus. Wie viele andere ließ sich Beno Stein dadurch nicht einschüchtern. Er verarztete politische Häftlinge und Misshandelte, unterstützte die «Rote Hilfe» und half «aufgeflogenen» Kommunisten, heimlich auszureisen. Wer in Not war, konnte ihn zu jeder Tages- und Nachtzeit aufsuchen.

In Steins Wohnung am Zagreber Strossmayer-Platz traf sich regelmäßig ein Kreis führender linker Intellektueller und Kommunisten, dem sich Manès Sperber anschloss. Unter ihnen waren die Schriftsteller August Cesarec und Miroslav Krleža, die Physiker Zvonimir Richtmann und Rikard Podhorsky sowie die Psychiater Dr. Stjepan Betlheim und

Dr. Rudolf Rosner. Später soll auch Josip Broz Tito, der Chef der Zagreber Ortsgruppe der KPJ, hier verkehrt haben. Noch saß der kroatische Maschinenschlosser allerdings im berüchtigten Zuchthaus von Lepoglava ein. Er war 1928 wegen kommunistischer Umtriebe zu fünf Jahren Haft verurteilt worden.

Sperber begegnete einer von Flügelkämpfen zerrissenen Partei. Wie sollten die Kommunisten mit der nationalen Frage umgehen? Würde sie sich im Sozialismus von allein lösen, oder sollte man für das Selbstbestimmungsrecht, also die Auflösung Jugoslawiens, kämpfen? Welche Funktion nahm die Kunst im Rahmen der sozialistischen Revolution ein? Müsste sie stets den Klassenstandpunkt – also die Linie der Komintern – widerspiegeln, oder dürfte sie sich ästhetisch frei, also unabhängig von jeder politischen Ideologie, entfalten? Der Schriftsteller Miroslav Krleža, der sich von keinem kommunistischen Funktionär davon abbringen ließ, dass Kunst Kunst bleiben müsse, erinnerte sich an seinen Freund Sperber als einen rigorosen Verteidiger der Parteidisziplin, der kategorisch alles vertrat, was die KPdSU in Moskau vorgab. Er konnte präventiv, überheblich und selbstgerecht wirken, wenn er sich als Prophet in der Wüste, als Weltmann in der Provinz gab. Zuweilen sah man ihn im Café des eleganten Hotel Esplanade sitzen, wo er seine Anhänger um sich scharte. So manchen Genossen befremdete die herablassende Attitüde des schmalen, dunkelhaarigen jungen Mannes, dem der Ruf eines Schürzenjägers und Aufschneiders anhing.

Ebenso wie Beno Stein wurde auch Manès Sperber wegen kommunistischer Umtriebe von der Staatssicherheit in Zagreb beobachtet. Im Januar 1934 hielt sie fest: «Sperber, Jude, Flüchtling ... Mann mit zweifelhafter Vergangenheit, gibt sich als Professor der Individualpsychologie aus.» Er sei «ohne irgendwelche Mittel» aus Deutschland geflüchtet und unterhalte Kontakte zu kommunistischen Kreisen. «Es wird angeraten, den Genannten unter rigorose Bewachung zu stellen, seine Kontakte und Korrespondenz zu kontrollieren sowie über die Ergebnisse einen Bericht zu erstatten.»

Durch Beno Stein lernte Manès Sperber den Maler Richard Ziegler kennen, der seit Hitlers Machtübernahme mit seiner Lebensgefährtin Edith Lendt auf Korčula lebte. Stein, seine Frau Vera und deren weitere Familie verbrachten seit Jahren ihren Urlaub dort. Als er einmal Zagreb besuchte, schwärmte Ziegler seinem neuen Freund Munjo so viel von der Insel in der südlichen Adria vor, dass dieser beschloss, dort den Sommer zu verbringen.

Richard Ziegler war Anfang vierzig, ein hochgewachsener, drahtiger Mann mit dunklen Locken und einer runden Brille. Er stammte aus Pforzheim und hatte in Heidelberg in Philologie promoviert, ehe er sich 1925 als freier Künstler in Berlin niederließ. Als Maler war er Autodidakt, vermochte aber mit hexenhafter Leichtigkeit Porträtfotos von Nazi-Größen in politische Karikaturen zu verwandeln, mit dem Zeichenstift historische Figuren und mit Pastellkreiden bunte Landschaften aufs Papier zu zaubern. Durch seine erste Frau, die Malerin Mathilde Rosenthal, eine Großnichte Max Liebermanns, hatte Ziegler Anschluss an die Avantgarde der Hauptstadt gefunden und seine Werke bei der «Novembergruppe» ausgestellt, zu der auch Otto Dix und George Grosz gehörten.

Zieglers Bilder lassen Einflüsse von Expressionismus, Kubismus und Neuer Sachlichkeit erkennen. Als Repräsentant der «modernsten» Malerei, wie er sie nannte, faszinierten ihn die mondäne Großstadt, das Straßenleben und der nächtliche Rotlichtbetrieb, genauer: das Lasterhafte, Lüsterne und Laszive. Die Weimarer Kultur feierte die Metropole als Symbol ausschweifender Freizügigkeit und enthemmter Erotik, und Ziegler wollte, dem Zeitgeist entsprechend, die prude bürgerliche Moral aufspießen, die Nacktheit feiern und sexuelle Grenzüberschreitungen ausleuchten. Mit männlichem Blick zeigte er Frauen in aufreizenden Posen im Bordell, beobachtete sie aber auch im Café, beim Spaziergang, auf dem Fahrrad oder bei der Lektüre. Explizite Gesellschaftskritik sucht man in seinen Bildern hingegen vergeblich.

Rik Ziegler hatte die dreizehn Jahre jüngere Edith, genannt Et, 1923 in Freiburg kennengelernt. Sie wurde seine große Liebe, und wie er seinem

Tagebuch anvertraute, war er ihr regelrecht verfallen. «Ets Gewalt über mich bestand in der ersten Sekunde, da sie damals zur Tür hereinkam», schrieb er rückblickend. «Immer war der Sinn meiner Liebe zu Et: ihre Liebe ganz ohne Zweifel zu besitzen.» Edith war schön, klug, musisch und künstlerisch begabt und alles andere als eine Femme fatale. Sie arbeitete als Sekretärin und nahm Flöten- und Klavierunterricht, ehe sie ein Studium der rhythmischen Gymnastik begann. Sie musste es jedoch aus finanziellen Gründen abbrechen. Ihre Eltern waren jüdisch, sie selbst bezeichnete sich als religionslos. Jung und unerfahren wie sie war, nahm sie Richards Lebensweise hin, der eine Malerin heiratete und auf der Suche nach Motiven durch die Bars und Bordelle streifte. Erst auf Korčula zeigte sie ihm, was sie damals in ihr Notizbuch schrieb: «Du weißt nicht, wie sehr ich unter jedem jungen Mädchen leide.» Trotzdem war sie bereit, dem Künstler zu vergeben und die Kraft aufzubringen, nach seinen Vorstellungen zu leben. Damals, so schrieb sie, gab sie dem Geliebten «volle Freiheit» und beschloss, sie wolle «daran nicht kaputtgehen». Der lange Atem führte zum Ziel. Richards Ehe wurde 1928 geschieden und Et den Eltern Ziegler vorgestellt.

Richard und Edith erwarben ihr Haus 1932 nach einem Urlaub auf Korčula. «In Berlin sah es damals schon bedrohlich aus», erzählte Edith nach dem Krieg. «Täglich gab es Kämpfe auf den Straßen, in Lokalen etc. zwischen Nazis und Kommunisten. Unvorstellbare Riesenschlangen von Arbeitslosen, die auf ihr Geld warteten – darunter viele Ex-Offiziere der Armee.» Und Richard, der «sich schon immer nach einer ‹biblischen› Landschaft gesehnt» hatte, fand auf Korčula sein «Paradies». Kurz nach der «Machtergreifung» siedelte das Paar dorthin über. Ebenso ließ sich der befreundete Maler Walter Höfner aus Hamburg auf der Insel nieder.

Das süddalmatinische Eiland Korčula stand jahrhundertlang unter venezianischer Herrschaft, und vermutlich stammt auch der berühmte Entdecker und Reiseschriftsteller Marco Polo von dort. Bis heute prangt auf dem mächtigen Landtor, dem Revelin, eine Tafel mit dem geflügelten Löwen des Heiligen Markus. «Sieht man das kleine Städtchen von weitem, so glaubt man, das Meer spüle darunter hinweg wie unter einem Schiffsrumpf», fand Edith. Um die mittelalterliche Altstadt herum liefen dicke Mauern, die sie vor Eindringlingen schützen sollte. Drinnen konnte

*Richard Ziegler und Edith Lendt
1937 auf Korčula
(Foto: Privatarhiv Cornelia
Ziegler)*



man sich auf engen, gewundenen Gassen und steinernen Treppen nur zu Fuß bewegen. Dicht an dicht standen Häuser vor winzigen Gärten, in denen Orangen-, Zitronen- und Obstbäume wuchsen. «An manchen Stellen drängt sich ein Feigenbaum durchs Gemäuer und zu den Balkonen schlängelt sich ein Weinstock empor.»

Obwohl nicht weit vom touristischen Dubrovnik entfernt, war die Karstinsel erst wenig entwickelt. Die Landwirtschaft warf abgesehen vom Weinbau wenig ab. Die meisten der weniger als sechstausend Einwohner lebten von Fischfang, Schiffsbau und dem allmählich anlaufenden Fremdenverkehr. Wie überall im Land setzte die Große Depression den Menschen arg zu und trieb viele fort auf Arbeitssuche.

Als Hitler an die Macht kam, wollten Richard Ziegler und Edith Lendt nicht in Deutschland bleiben, wo «planmäßige amtliche Verseuchung» und «nationalistische Pest» um sich griffen, wie es Ziegler ausdrückte. Er war politisch nicht aktiv, aber, wie er im Tagebuch notierte, «meine Arbeit ist staatsfeindlich und kulturwidrig». Die Nationalsozialisten verachteten die Kunst der Moderne als dekadent oder «entartet»,

avantgardistische Stilrichtungen galten pauschal als «undeutsch» und «typisches Judenprodukt». Weil alle Kunst ausschließlich im Dienst von Staat, Volk und Rasse stehen sollte, schlussfolgerte Ziegler: «Wir leben in Tagen der Wiederaufrichtung der deutschen Moral und Sitte ... In Deutschland sind mir die Gefängnisse zu voll mit meinesgleichen.»

Nach der allgegenwärtigen Brutalität im Nazi-Reich wirkte Korčula auf das Paar wie die sprichwörtliche Insel der Seligen. Etwa eine halbe Stunde vom Hauptort entfernt, in einem üppigen Garten voller Pinien, Zypressen, Orangenbäume und verschwenderisch blühendem Blauregen, lag sein neues Zuhause, das «Paradies». Man erreichte das alte dreistöckige Haus, das noch aus der napoleonischen Besatzung «Illyriens» stammte, durch ein geschwungenes, schmiedeeisernes Portal und eine schmale, schnurgerade Allee. Das Haus war geräumig; unter der Mansarde richtete sich der Maler sein Atelier ein. Rechts und links wucherten Pinien und Macchia die Hügel hinauf, und in kaum drei Minuten erreichte man die nächste Badebucht, von der aus in der Ferne die Berge Dubrovniks zu erkennen waren. «Hier werde ich lange wohnen», notierte Richard Ziegler im Frühjahr 1933, «meine Arbeit tun und im Frieden sein.»

Im Tagebuch suchte er für das Exil nach Begründungen. «Ein Land, das die Prediger allgemeinen Menschentums als Verräter am nationalen Volkstum, als Schädlinge und Feinde des Staates amtlich brandmarkt, tötet, einkerkert, martert und ausstößt, ist nicht mehr mein Vaterland», sprach er zu sich selbst. «Das «neue Deutschland» mit all seiner heimatlichen Erde, den sehnsüchtig geliebten Dingen, den vertrauten Menschen, ist Feindesland für mich geworden, das zu betreten mich in Gedanken anwidert.»

Ziegler floh in das Unpolitische, in die Natur. Er genoss den Zauber der mediterranen Vegetation, das südliche Licht, die Farben und nicht zuletzt die Steinwüste des Karstes, dessen Felsen und Geröllfelder etwas Traumgleiches, Mysteriöses anhaftete. Der klassisch Gebildete schwelgte in Ovids «Metamorphosen», der antiken Mythologie, der christlich-katholischen Heilslehre und schließlich Homer – «wie nah ist er! Wie stark weht sein Hauch über dieses Land!» Zugleich: «Die Stille ist ungeheuer. Die Einsamkeit ist furchtbar.»

Korčula wurde zu einer wichtigen Quelle seiner künstlerischen Inspiration, die ihn in eine äußerst produktive Periode eintauchen ließ. Bereits 1932 war Ziegler während eines Feriendaufenthalts ein Meisterwerk der Neuen Sachlichkeit gelungen: das Doppelporträt der Schwestern Erna und Marta Ehrlich, Töchter eines befreundeten Architekten aus Zagreb und Verwandte von Beno Steins erster Ehefrau Vera. Seitdem fertigte er Hunderte Zeichnungen, Pastell- und Ölgemälde sowie Monotypien an: Landschaften, Pflanzenportraits, Themen aus der Bibel, Götter und Helden, Illustrationen zu Märchen und Legenden. Auch Edith Lendt war kreativ tätig. Sie zeichnete Pflanzen, malte Aquarelle und stickte kunstvolle Wandbilder mit Motiven kroatischer Märchen und Volkslieder, die nicht nur Richard «über alle Maßen reizend» fand.

Nicht alles ging Richard Ziegler leicht von der Hand; er stellte hohe Ansprüche an sich selbst. Die Unwägbarkeiten des Exils verstärkten Selbstzweifel, die der Sohn strenger Eltern seit Kindesbeinen in sich trug. «Abends lese ich eine Kritik Berliner Ausstellungen und denke, wie viel doch die Anderen leisten ... Wie streng werde ich noch arbeiten müssen.» Deshalb setzte sich das Paar einen fast klösterlichen Stundenplan mit festen Zeiten für Gartenarbeit, Haushalten, Lektüre und künstlerischer Arbeit.

«Ich will nicht müde werden, immer und immer zu üben», sprach er zu sich selbst. Denn Richard Ziegler wollte nicht einfach malen, er verfolgte eine große, selbstgesetzte Aufgabe: «den Aufbau der Menschlichen Komödie». Diese sollte aus Götter-, Helden-, Frauen-, Legenden- und Märchenbüchern sowie «Bibeln» bestehen. Ihm schien es «immer mehr notwendig, nicht nur Dinge zu zeichnen, sondern sie auch zu sagen», und deshalb schrieb er Tagebuch, machte sich Notizen, legte Zettelkästen an. Später einmal wollte er alles, was er zu Papier brachte, Text und Bild, in einem Sammelwerk drucken «als ein Organismus, ein Ganzes, als Grundriss und Beispiel für den Aufbau meiner gesamten Arbeit».

Im Unterschied zu Et konnte sich Rik ein Leben ohne religiösen Sinn und höhere Ordnung nicht vorstellen. So wählte er selbst die Landschaft Dalmatiens vom Göttlichen durchdrungen. Einmal meinte er, zwischen sanften Hügeln und unter Ölbäumen «die Engel des Abends» zu erblicken. Sie «wandeln, sie sehen zu mir her, lächeln und holen mich in ihren

Reigen». Da er ein moderner Mensch war, dachte er, bevor er einschlief, darüber nach, «ob man heutigen Tages noch Engel malen dürfe. Und eine Stimme sagte klar und einfach – male alles, woran du glaubst und frage nicht. Also werde ich Engel malen und mit ihnen das große himmlische Land meines Glaubens.»

Die Magie der Natur erfasste nicht zuletzt auch Manès Sperber, der häufiger zu Besuch kam. Er wunderte sich noch nach Jahren, «dass die Adria, ihre Küsten und Inseln mir fortab mehr bedeuten würden, als Worte ausdrücken können oder sollen». Zwar ahnte man, wie Ziegler schrieb, dass Deutschland «neue Kriege heraufbeschwören» werde «mit einem Hochstapler an der Spitze, ja einem Irrsinnigen». Das aber wollten die Vertriebenen nur zu gerne verdrängen, wenn sie, fern von den Weltläuften, in ihrem Refugium die Augen aufschlugen, den schimmernden blauen Himmel anblinzelten und die weißen Segel auf dem Meer tanzen sahen. «Uns vergingen jene Wochen in der dalmatinischen Landschaft, auf dieser Insel mit ihren Buchten, ihren Hügeln und biblischen Tälern, als ob wir exterritorial, von der Welt abgesondert wären», sinnierte Sperber. Man lebte für wenige Wochen in einer «unangreifbaren Enklave der Sorglosigkeit ..., wie sie der bankrotte Schuldner während eines allgemeinen Moratoriums genießt».

Allein die Zeitungen, die gewöhnlich um die Mittagszeit per Schiff auf der Insel ankamen, brachten sie wieder auf den harten Boden der Realität. Die Opposition in Deutschland besaß zwar Millionen Wähler, aber nicht die mindeste Handhabe, auch nur ein einziges Konzentrationslager zu befreien, geschweige denn Hitlers finstere Kriegspläne zu vereiteln. Und so verging andererseits auch kein Tag, an dem die Exilanten in ihrer «eigenartigen Ferienstimmung» nicht auch über die bedrohliche Zukunft debattierten.